

Naive, ideale und reale Poesie.

Abhandlung vom Oberlehrer **Emil Schumann**.

Wenn man eine Abhandlung für ein Schulprogramm zu schreiben unternimmt, muss man sich, glaube ich, vor allem die Frage vorlegen und darüber klar zu werden suchen, welchen Leserkreis man berücksichtigen wolle, die Kollegen resp. die wissenschaftliche Welt überhaupt, die Schüler oder das grössere, für die Schule sich interessierende Publikum. Schon der Stoff wird sich meist nach der Entscheidung dieser Vorfrage zu richten haben, noch mehr aber muss die Art der Bearbeitung selbst dem vorausgesetzten Leserkreise angepasst sein, worauf namentlich bei allgemeinen Themen zu achten sein dürfte.

Programme, die hauptsächlich für die Schüler bestimmt sind, findet man höchst selten; ebenso selten werden daher naturgemäss auch Schüler das Programm zur Hand nehmen, um die darin befindliche Abhandlung zu lesen. Und doch bietet dem Schulmann sich gewiss Gelegenheit genug, seiner Schüler bei derartigen Abhandlungen zu gedenken, ihnen, die den ersten Anspruch auf seine Thätigkeit innerhalb wie ausserhalb der Schule haben, die Möglichkeit zu bieten, das, was sie in der Schule gehabt, sich nachher bequemer und besser, vielleicht auch vollständiger zu eignen zu machen. Für meine Schüler also beabsichtige ich Einiges zu schreiben, das ihnen einen Anhalt gibt, Manches, was sie aus mündlichem Vortrage schon wissen sollten, besser zu behalten und sich dauernd einzuprägen.

Nun scheint mir aber Nichts geeigneter, um dem Gedächtniss zu Hilfe zu kommen und zugleich das Interesse an dem vorliegenden Unterrichtsstoffe zu fördern, als das Wiederholen von früher Dagewesenem durch Hervorhebung derjenigen Beziehungen, in denen es zu dem augenblicklich Besprochenen steht. Darum halte ich es auch im deutschen Unterrichte in der Obertertia stets so, dass ich bei jedem Gedichte, das ich bespreche, auf sein Verhältniss zu anderen, meinen Schülern schon bekannten Gedichten aufmerksam mache. In der Schule lassen sich aber selbstverständlich nur die zunächst liegenden Beziehungen berücksichtigen, und sind dem entsprechend die zu erklärenden Gedichte bei uns auf bestimmte Semester vertheilt; so z. B. werden von den die Macht des Gesanges verherrlichenden Göthes „Sänger“, Uhlands „Sängers Fluch“ und Schillers „Kraniche des Jbycus“ in demselben Semester erklärt und gelernt. Nun giebt es aber noch mannigfache andere, nicht so auf den ersten Blick in die Augen fallende Vergleichungspunkte, die man in der Schule unberücksichtigt lassen muss, theils weil sie eben etwas ferner liegen und deshalb von dem eigentlichen Mittelpunkt des Unterrichts abführen und zu viel Zeit in Anspruch nehmen würden, theils auch, weil die betreffenden Gedichte den Schülern nicht bekannt sind.

Zu einem solchen Vergleiche scheint mir nun aber gerade das Programm eine ganz passende Gelegenheit zu bieten, so dass auf diese Weise nicht bloss das in der Schule Dagewesene wiederholt, sondern auch durch Herbeiziehen anderer Vergleichungspunkte erweitert und klarer gemacht

werden kann. Ich habe deshalb als Stoff für diese Abhandlung die Besprechung der Beziehungen zwischen folgenden drei Gedichten gewählt: Göthes „Sänger“ und „Fischer“ und Freiligraths „requiescat.“ Von diesen Gedichten sind Nro. 1 und 2 meinen Schülern bekannt und mit ihnen in ihren wesentlichsten Beziehungen besprochen, nicht so das dritte.

Auf den ersten Anblick könnte es vielleicht scheinen, als ob diese drei Dichtungen gar nichts Gemeinsames haben könnten, da sie so sehr verschiedenartig sind. Doch es scheint auch nur so, wie sich, so hoffe ich, ergeben wird. Dass dieselben übrigens sehr verschiedenartig sind, glaube ich schon durch den gewählten Titel meiner Abhandlung angedeutet zu haben. Diesem könnte man übrigens vielleicht den Vorwurf machen, dass sich aus ihm der Inhalt des Programms nicht klar ersehen lasse. Man könnte nach demselben vielleicht eine theoretische Abhandlung über Wesen und Unterschied der drei genannten Dichtungsarten erwarten. Diese bezwecke ich nicht, hoffe jedoch, dass, wer meine Arbeit liest, auch den Grund einsehen wird, weshalb ich gerade diesen Titel gewählt habe.

Noch habe ich für den Fall, dass Andere, als meine Schüler, dieses Programm lesen sollten, namentlich ein oder der andere Kollege, Folgendes zu bemerken:

Als ich die Umriss zu dieser Arbeit niederschrieb, hatte ich keinerlei einschlagende Bücher zur Hand; aber auch nachher, als ich sie abschloss, hielt ich es nicht für angemessen, etwaige Kommentare zu den zu besprechenden Gedichten zu Rathe zu ziehen, weil es sich für mich nicht sowohl um eine in's Einzelne gehende Erklärung dieser Gedichte, als um die Beziehungen zwischen ihnen handelte, wofür ich kaum etwas zu finden hoffen durfte. Sollte ich trotzdem die Ansichten Anderer nur zu wiederholen scheinen, so dürfte mich also der Vorwurf nicht treffen, dass ich die Quelle, aus der ich geschöpft, nicht nenne. Die Absicht, Anderer Verdienste zu schmälern, liegt mir wenigstens fern: „Jedem Ehre, jedem Preis“ für das, was er geleistet.

Ich will zunächst von naiver Poesie sprechen oder vielmehr von einer einzelnen naiven Dichtung, einer Ballade, dem „Fischer“ Göthes. Veranlasst wurde ich dazu besonders dadurch, dass ich in früheren Jahren öfter und auch vor nicht langer Zeit wieder in einer Zeitschrift die Ansicht ausgesprochen gefunden, der Fischer gehe aus eigenem Antriebe in den Tod, es sei also sein Tod ein beabsichtigter, hervorgerufen durch eine krankhafte Stimmung. Ehe wir die Frage erwägen, ob sich bei Göthe irgend welche Andeutung einer solchen Stimmung finde, die den Fischer in einen freiwilligen Tod treibt, müssen wir zunächst untersuchen, ob ein solches selbstbewusstes Handeln dem Wesen der Dichtung, die wir hier vor uns haben, entspreche. Diese Frage scheint mir unbedingt zu verneinen. Das Wesen der Ballade im engeren Sinne und ihren Unterschied von den verwandten Dichtungen, Mähre und Romanze, glaube ich, hat Echtermeyer in der Einleitung zu seiner Gedichtsammlung gewiss richtig dahin festgestellt, dass die Ballade den Menschen im Kampfe mit übermächtigen, vergötterten Naturkräften, die Romanze im Kampfe mit sich selbst oder mit einer Idee — den Conflict verschiedener Pflichten im Menschen — schildern, während die Mähre den Kampf von Menschen mit anderen Menschen darstelle. Dem entsprechend entnimmt die Ballade ihre Stoffe aus der Mythologie, die Mähre aus der Geschichte, während uns die Romanze zugleich in das ethische Gebiet versetzt. An eine Mähre ist hier nicht zu denken, Alles weist vielmehr darauf hin, dass wir eine Ballade im engeren Sinne vor uns haben. Nach der Ansicht derer aber, die einen freiwilligen Tod annehmen, würde es sich hier um eine reflectierte Dichtung handeln, es würde ein ethisches Motiv bestimmend einwirken. Die Ballade aber ist nicht reflectierend, sie ist naiv, sie ruht auf dem naiven, noch in dem alten Heidenthum unserer Ahnen wurzelnden Volksglauben an die Uebermacht der Natur und der in ihr waltenden Kräfte über den schwachen, hilflosen Menschen. Wenn es also eine eigentliche Ballade wäre, so könnte schon deshalb die oben angeführte Auffassung nicht zugegeben werden. Eine Romanze im strengen Sinne ist es aber auch nicht, denn von einem Kampfe, einem Schwanken

zwischen verschiedenen Pflichten findet sich nirgends eine Spur. Es bliebe daher nur übrig, dass der Dichter hier Ballade und Romanze oder wenigstens Motive, wie sie der Ballade und Romanze angehören, verbunden habe. Doch auch das anzunehmen scheint mir unmöglich. Betrachten wir zu diesem Zweck die Anordnung und Gliederung des Gedichtes genauer. Es lautet:

1.

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer sass daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis an's Herz hinan.
Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Theilt sich die Fluth empor;
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

2.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
Was lockst Du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesgluth?
Ach wüsstest Du, wie's Fischlein ist
So wohlilig auf dem Grund,
Du stiegst hernieder, wie Du bist,
Und würdest erst gesund.

3.

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Keht wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt Dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt Dich Dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Thau?

4.

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Netz' ihm den nackten Fuss;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Gruss.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm,
Da war's um ihn geschehn:
Halb zog sie ihn, halb sank er hin
Und ward nicht mehr gesehn.

„Halb zog sie ihn, halb sank er hin“, schon diese Worte zeigen doch wohl klar genug, dass der Dichter den Hauptaccent auf die Einwirkung des „feuchten Weibes“ legt, das den Fischer durch die Schilderung des anmuthigen Aufenthaltes in dem Wasser verblendet und durch seinen Gesang bezaubert — „da war's um ihn geschehn“ — und ihn so in die Tiefe zieht, wodurch sein Tod herbeigeführt wird. Doch nicht bloss durch einzelne Worte hat der Dichter dies angedeutet, sondern die ganze Art der strophischen Gliederung, sowie die Vertheilung des Stoffes auf die einzelnen Strophen weist deutlich genug darauf hin, dass in dem Wesen und der Stimmung des Fischers zwischen Strophe 1 und 4 eine Veränderung vorgegangen ist, veranlasst durch die Erscheinung und den verlockenden Gesang der Nixe, die ihn zu einem plötzlichen Entschlusse oder vielmehr nur zur Nachgiebigkeit gegen den Willen einer höheren Macht umstimmen, durch deren Einfluss er zum fast willenlosen Spielzeug hinabsinkt: „Halb zog sie ihn, halb sank er hin.“ Strophe 1 schildert uns die ursprüngliche, Strophe 4 die spätere Stimmung des Fischers, durch die er in den Tod gerissen wird, Strophe 2 und 3 dagegen bilden den Uebergang und motivieren die veränderte Stimmung.

Welches ist nun die ursprüngliche Stimmung des Fischers? Er sitzt am Rande eines klaren Wassers, die Angel in der Hand, träumerisch den Blick auf das Wasser vor sich gerichtet, ob nicht ein Fischlein anbeissen wolle. Aber es kommt keins. Statt dessen steigt, während er so im Anschauen des Wassers und der Angel versunken ist, vor seinen träumenden Augen ein Wasserweib empor und fesselt seinen Blick und seine Sinne. Erst durch diese Erscheinung wird er überrascht

und aufgeregt. Vorher „sah er nach dem Angel ruhevoll, kühl bis ans Herz hinan.“ Ist es möglich, bei diesen Worten an einen Menschen zu denken, der mit Todesgedanken am Wasser sitzt und zwar noch nicht ganz fest entschlossen ist, ob er sich sogleich in dasselbe stürzen und in ihm die Ruhe suchen soll, die ihm bisher gefehlt, aber doch bald diesen Entschluss fasst und ausführt? Ich glaube nicht. Denn es ist die Stimmung eines Menschen, der sich in das Wasser stürzen will, wohl eine ähnliche, aber doch in wesentlichen Punkten verschiedene. Auch derjenige, der mit Selbstmordgedanken umgeht, schaut eben so träumerisch - versunken in das Wasser vor ihm, auch er wird gewissermassen durch eine dämonische Gewalt in dasselbe hinabgezogen, auch er ist, eben so wie der Fischer, in dem Augenblick, wo er sein Leben hingiebt, geistig unfrei und seines klaren Bewusstseins beraubt und folgt einem momentanen Triebe, — aber es muss bei ihm wenigstens eine gewisse Reflexion über das, was er thun will, vorausgegangen sein. Eine krankhafte Stimmung, Unzufriedenheit mit dem Leben, das er führt, und die Hoffnung, dem irdischen Jammer auf einmal ein Ende zu machen und auf dem Grunde des Wassers ewige Ruhe zu finden, treiben ihn zu seiner That. Es ist dies die Stimmung, die Dickens im Pickwick-Club vol. 1 cap. 5 dem dismal man (Trübsinnigen) in den Mund legt:*) Did it ever strike you, that drowning would be happiness and peace? und gleich nachher: The calm, cool water seems to me to murmur an invitation to repose and rest. A bound, a splash, a brief struggle; there is an eddy for an instant, it gradually subsides into a gentle ripple: the waters have closed upon your head, and the world has closed upon your miseries and misfortunes for ever. Das ist die wirkliche Stimmung, das sind die wirklichen Betrachtungen eines mit Selbstmordgedanken in das Wasser Hinabschauenden.

Ist nun im Fischer eine Spur von solcher Reflexion, finden sich irgend welche Worte, die auf eine solche verzweifelnde Stimmung schliessen lassen? Man hat es gemeint. Man hat die Worte: „Und würdest erst gesund“ als Beweis für eine krankhafte Stimmung angesehen und „kühl bis an's Herz hinan“ als „gleichgiltig gegen alles Irdische“ verstehen wollen, so dass das Herz für nichts mehr schlage. Ja, ein Erklärer will „ruhevoll“ auf die Ruhe des Grabes bezogen wissen, gewiss kühn genug. Bei unbefangener Auffassung aber, namentlich in diesem Zusammenhang und bei dem Gegensatze im Gedichte selbst, von dem wir später sprechen werden, kann „ruhevoll und kühl bis an's Herz hinan“ nur heissen: Frei von aller Leidenschaftlichkeit. Diese Kühle ist nämlich die Wirkung der Nähe des Wassers auf den ruhig Daransitzenden. „Kühl bis an's Herz hinan“ ist daher sowohl eigentlich von dem angenehmen Schauer zu verstehen, von dem der Körper überlaufen wird, wenn man an heissen Sommertagen „ruhevoll“ am kühlen Wasser sitzt, als uneigentlich von der damit zusammenhangenden geistigen Stimmung: die eine ruft die andere hervor oder fördert sie wenigstens; es heisst also: sein Herz ist (jetzt, nachher ändert es sich) eben so kühl und ruhig, als sein Körper. Bei den Worten aber: „Und würdest erst gesund“ hat man die richtige Beziehung und den Ton übersehen, der auf dem Wörtchen „erst“ ruht. Denn diese Worte gehören zu den Vorspiegelungen der Nixe, durch welche sie den Fischer bestimmen will, in die Tiefe herniederzusteigen.

Die ursprüngliche Stimmung des Fischers ist also eine solche, dass Nichts zu der Annahme berechtigt, er habe schon damals an seinen Tod gedacht. Wir haben nun noch zu untersuchen, ob Göthe im Folgenden irgendwo eine Absicht, sich das Leben zu nehmen, andeutet, und ob auch ohne diese Absicht das Sinken in das Wasser hinlänglich motiviert ist.

*) Ist es Ihnen jemals in den Sinn gekommen, dass Ertrinken Glückseligkeit und Frieden sei! Das stille, kühle Wasser scheint mir eine Einladung zum Ruhem und Rasten zu murmeln. Ein Sprung, ein Aufspritzen, ein kurzer Kampf; es entsteht ein Wasserwirbel — für einen Augenblick; er nimmt allmählich ab bis zu einem unbedeutenden Gekräusel: die Wasser haben sich über Deinem Haupte geschlossen, und die Welt über Deinem Elend und Unglück — für immer.

Wir haben schon oben gesehen, dass die Stimmung des Fischers in Strophe 4 gegenüber der von Strophe 1 wesentlich verändert erscheint und darauf hingewiesen, dass der Dichter diese 2 Strophen ganz gleichartig gebildet hat, um die Unterschiede desto deutlicher hervorzuheben. Auf diesen Parallelismus der beiden Strophen deutet schon der völlig gleiche Anfang hin; die inzwischen eingetretenen oder eintretenden Veränderungen werden durch ganz ähnliche Wörter und Satzverbindungen, aber mit entgegengesetztem Sinne, hervorgehoben. Vers 2 in Strophe 4 leitet das bevorstehende Ereigniss ein: in Strophe 1 sitzt der Fischer ruhig am Wasser, in Strophe 4 schon zum Theil im Wasser. Die innerliche Umstimmung bezeichnen Vers 3 und 4: Der anfangs Ruhevolle ist jetzt sehnsuchtsvoll geworden, sein früher kühles Herz wächst ihm jetzt sehnsuchtsvoll. Vers 5—8 bezeichnen in Strophe 1 die Einleitung zu seiner Umstimmung, in Strophe 4 den Abschluss und das Resultat des Strebens des Wasserweibes. Sehen wir nun noch zu, ob diese Umstimmung genügend motiviert ist, und ob die oben angeführten Worte „Und würdest erst gesund“ dazu passen. Zunächst dürfte nicht zu übersehen sein, dass die Stimmung des Fischers schon vor dem Erscheinen des Wasserweibes eine sinnende, träumerische ist, und dass gerade dies im Anschauen des Wassers Versunkensein, das Denken an nichts, mit einem Worte gerade das Fehlen des klaren Bewusstseins sowie all und jeder Reflexion einerseits dem Wesen der Ballade so recht entsprechend ist und den Fischer andererseits für die Einwirkung der Nixe geeigneter macht, so dass er derselben fast willenlos unterliegt. Denn der Wechsel seiner Stimmung ist in Wirklichkeit ein unbedeutender. Auch vor der Erscheinung der Nixe ist er schon ganz gefesselt von der Schönheit des Wassers und in das Anschauen desselben versunken und fühlt sich zu demselben—wenn auch noch nicht in dasselbe—hingezogen. Diese träumerische Stimmung macht es sehr erklärlich, wie er dazu kommt, dem Locken der Nixe zu folgen. Denn alle Reflexion, also alles Nachdenken über die Folgen des Schrittes, den er nachher thut, liegen ihm gänzlich fern. Aber auch in dem übrigen Gedichte ist nirgends ein neuer, plötzlicher Entschluss angedeutet, ist von einem raschen Sprung in's Wasser, wie ihn der Selbstmörder thut, keine Rede. Bewirkt wird die Entscheidung vielmehr einzig durch die Erscheinung des feuchten Weibes, durch seine Schönheit, seinen bezaubernden Gesang—darum das wiederholte „sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm“—und durch die Schilderung des reizenden Aufenthaltes in der Tiefe. Besonders das Letzte, der Inhalt des Gesanges, musste den von dem Wohlgefühl, das die Nähe des Wassers hervorruft, ergriffenen und mit träumerischer Sehnsucht in dasselbe schauenden Fischer bestimmen, sich ganz in dieses verlockende Element zu begeben. Denn den Aufenthalt im Wasser schildert sie ihm als den einzig wahren und seligen gegenüber dem Leben auf Erden. Im Wasser allein führe man ein ungetrübtes, nicht von menschlicher List und menschlicher Leidenschaft gestörtes Naturleben, das Wasser verschönere und verkläre Alles. Die Hoffnung also fern von menschlichen Leidenschaften und gewissermassen unbekümmert um seine Existenz in den Tag hineinleben zu können, wie es die munteren Fischchen thun, „die nicht säen und nicht ernten, und ihr himmlischer Vater nähret sie doch,“ und noch dazu ein schöneres und verklärteres Leben zu führen wie ja in Wirklichkeit das Wasser Alles verklärt und erfrischt und die lebengebende Kraft in der Natur ist, — was auch durch das dem „Luft athmen“ nachgebildete „wellenathmend“ angedeutet wird, — soll ihn bestimmen, sein bisheriges elendes Leben mit einem wahrhaften Leben zu vertauschen. In diesem Sinne sind nun auch die Worte der Nixe zu verstehen: Und würdest erst d. h. wahrhaft, vollkommen gesund. Denn dieselben bezeichnen nicht den Gegensatz zu einem krankhaften Zustande, sondern die Steigerung des Wohlgefühles. Du bist wohl scheinbar gesund und hältst dich dafür, meint die Nixe, aber du bist es doch nicht völlig; wahrhaft gesund, wahrhaft ruhevoll — frei von aller menschlichen Leidenschaft — und kühl — frei von der Hitze und Aufregung derselben — würdest du erst werden, wenn du zu mir herniederstiegest, in die ewig kühle Fluth. Dann würde es dir ebenso wohligen werden, wie dem Fischlein, dem du in deiner Verblendung

sein Wohlgefühl zu rauben suchst, indem Du es zu seinem Verderben zur Oberwelt hinauflockst,*) anstatt zu ihm hinabzusteigen und gleiches Wohlgefühls theilhaftig zu werden. Dieses Wohlgefühl ergreift während der heissen Jahreszeit den Menschen schon in der Nähe des Wassers, mehr noch während des Bades; wie gross also, diese Folgerung liegt nahe, müsste es erst bei immerwährendem Verweilen in demselben sein.

So denkt also der Fischer gar nicht daran zu sterben, sondern er hofft, zu einem schöneren, verklärten Leben einzugehen. Und noch eine andre Hoffnung deutet der Dichter an, wenn er sagt: „Das Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll, wie bei der Liebsten Gruss.“ Also nicht bloss die Sehnsucht, in dem reinen, kühlen Wasser dauernd zu verweilen, sondern noch mehr die Sehnsucht, mit dem schönen, zauberisch singenden Weibe vereint zu werden, treibt ihn in die Fluth.

Dieses Motiv zu seinem Entschlusse steht also fest und ist ein anderes nirgends angedeutet. Nun könnte es sich noch fragen, genügte dasselbe, um ihn zu einem solchen Entschlusse zu bestimmen, und bedurfte es nicht vielmehr noch eines andern, das ihn in den Tod trieb, oder ist es überhaupt nur möglich, noch an ein zweites Motiv zu denken. Ich glaube, es sind beide Fragen zu verneinen. Nöthig war ein zweites Motiv gewiss nicht. Für den, wie wir gesehen haben, schon geistig Befangenen, dessen Sinne schon vorher ganz auf das Wasser gerichtet waren, bedurfte es gewiss keiner weiteren Veranlassung, als der Hoffnung, auf dem Grunde desselben Befriedigung aller seiner früheren und augenblicklich — durch die Liebesgluth zur Nixe — noch gesteigerten Sehnsucht nach demselben zu finden. — Aber es scheint mir auch gar nicht einmal möglich, ein zweites Motiv zu statuieren. Freilich ist es wohl denkbar, dass mehrere Motive zu derselben That zusammenwirken. Wem fiel hier nicht der in dieser Beziehung nahe verwandte Taucher Schillers ein? Dort wie hier sucht ein Jüngling, von übermächtiger Liebessehnsucht getrieben, durch das Tauchen in das Wasser seine Geliebte zu gewinnen; dort wie hier findet er dabei seinen Tod. Aber auch nur in diesen zwei Punkten stimmt die Situation überein, und auch noch nicht einmal völlig. Denn dort ist die Liebe eine rein irdische, hier dagegen, dem Wesen der Ballade entsprechend, durch einen überirdischen Gegenstand hervorgerufen und deshalb um so unwiderstehlicher wirkend — der schwache Mensch in seiner Abhängigkeit von einer geheimnissvollen, übermächtigen Naturgewalt. Indessen dies ist nichts wesentlich Unterscheidendes. Denn auch dort ist die Liebe eine überwältigende, auch dort heisst es ja: „Da ergreift's ihm die Seele mit Himmels Gewalt, Aus den Augen blitzt es ihm kühn.“ Wichtiger ist ein anderer Punkt, aus dem sich der wesentliche Unterschied erkennen lässt: Hier sucht die Nixe den Jüngling zu gewinnen, dort bemüht sich der Jüngling, die Geliebte zu verdienen, zu erringen. Hier streckt daher die Nixe selbst dem Jüngling die lockenden, geöffneten Arme entgegen, so dass er sich ihr nur hinzugeben braucht; dort dagegen hat er nur aus dem Benehmen der Königstochter ihre zarte Fürsorge um sein Leben und, wie er glaubt und hofft, ihr Interesse für seine Person erkannt und bestrebt sich deshalb, durch seine Kühnheit den in ihr schlummernden Liebeskeim zu wecken und so in ihren Besitz zu gelangen; denn kehrt er glücklich wieder, so hofft er, dann wird sie sich nicht weigern, die Seine zu werden. Er hofft also, er denkt und erwägt, kurz, sein Handeln ist ein reflectirtes, und dadurch steht es in vollem Gegensatz zu dem unbewussten Thun des Fischers. Darum stürzt sich dort der Jüngling in die Fluth — zum zweiten Male — mit dem

*) Wie der Fischer nämlich die Fische durch Vorspiegelung eines Genusses hinauflockt in die Todesgluth, so lockt ihn das Wasserweib durch Vorspiegelung eines genussreichen Lebens in das Wassergrab und rächt so zugleich die unter ihrer Obhut stehenden Fische. cf. Schwab „Des Fischers Haus am Bodensee“ Strophe 6:

Auf steigt kein Wasserweib,
 Euch zu retten, ihr Stillen, ihr Guten (Fische),
 Und lockt mit dem seligen Leib
 Ihn (Fischer) hinab in die schwellenden Fluthen.

vollen Bewusstsein der Grösse der Gefahr, in die er sich begibt, und aller Schrecken, welche die Meerestiefe birgt, während der Fischer, ohne irgend eine Ahnung von Gefahr, vielmehr in Erwartung der herrlichsten Freuden und Genüsse sich in die ihm unbekannt und so verlockend geschilderte Tiefe hinabziehen lässt.

Zu dieser bewussten Liebe, die ihre Hoffnung auf den Glauben an die durch Reflexion vermuthete Gegenliebe setzt, kommt aber im Taucher noch ein zweites treibendes Motiv, der Ehrgeiz, die Aussicht auf die Königskrone. Dort ist also das Motiv scheinbar ein doppeltes. Aber beide Motive haben dasselbe Ziel und stehen in engster Verbindung mit einander, beider Erfüllung lässt sich durch dieselbe That erreichen; denn mit der Geliebten zugleich winkt ihm die Königskrone. Im Fischer dagegen würden sich die beiden Motive — Liebe und absichtlicher Selbstmord — direct widersprechen und gegenseitig ausschliessen. Denn während die Liebe ihn treiben müsste, an der Seite der Geliebten fortleben und mit ihr das Leben geniessen zu wollen, könnte der absichtliche Tod, den er aus Verzweiflung sucht, doch nur den Zweck haben, sich vom Leben ganz loszureissen. Anzunehmen aber, dass der Fischer sich nur von dem irdischen Jammer befreien wolle und dann ein schöneres Leben unten im Wasser an der Seite der Geliebten zu führen hoffe, dürfte doch wohl eine unmögliche Verbindung von Reflexion und Naivetät sein. Denn wer den Tod sucht und also vorher darüber nachgedacht hat, hofft doch wohl nur, dass mit demselben Alles vorüber sei, nicht aber, dass er durch denselben sich ein neues, dem irdischen ähnliches Leben mit allen Reizen, aber ohne die Sorgen dieser Welt schaffen könne. Etwas Anderes ist es, wenn unsre Altvordern durch den Tod in der Schlacht für das Vaterland Anspruch auf ein glückliches, seliges Leben zu haben glaubten, oder wenn der dem Fatum sich unbedingt unterwerfende Muselman dafür ein herrliches Jenseits, verbunden mit irdischen Freuden, erwartet. Aber für Feigheit, die sich der Noth des Erdenlebens zu entziehen sucht, und für das Widerstreben gegen die göttlichen Fügungen, das sich selbst sein Schicksal schaffen will und dem göttlichen Willen vorgreift, ist es wohl nicht möglich, ein ferneres Leben mit irdischen Freuden zu erwarten.

Es ist also die Annahme eines beabsichtigten Todes unmöglich, und bezweckt unser Gedicht demnach nichts weiter, als eine poetische Darstellung des „Anmuthigen, was uns im Sommer zum Baden verlockt“, wie Göthe selbst darüber zu Eckermann sich äussert, des immer steigenden Vergnügens, mit dem der Mensch bei schwülem Wetter in das durchsichtige, klare Wasser hinabschaut, das noch besonders erhöht wird dadurch, dass man alle Schönheiten der Erde auf dem Grunde des Wassers noch schöner wiedergespiegelt sieht, wie es bei Robert Reinick heisst:

Wie ist doch die Erde so schön, so schön!
 Das wissen die Flöss' und Seen:
 Sie malen im klaren Spiegel
 Die Gärten und Städt' und Hügel
 Und die Wolken, die drüber gehn.

Besonders Strophe 3 unseres Gedichts schildert mit dem höchsten Zauber der Sprache und des musikalischen Klanges alles Verlockende, wodurch das Wasser einen gefühlvollen Menschen reizen kann, sich hineinzustürzen: Sonne, Mond und der ganze Himmel tauchen ja auch hinab, baden sich auch darin und kehren verjüngt und verschönt wieder; ja, auch das eigene Antlitz leuchtet dem Jüngling verklärt aus der Tiefe entgegen und verlockt ihn, sich dieses verklärte Antlitz dauernd zu verschaffen, zumal es ihm von dort, wie Göthe sagt (Hermann und Dorothea Erato vs. 40), wie „aus der Bläue des Himmels entgegenlächelt.“ Vgl. auch zu diesem Verlocken des „eigenen Angesichts“ Hebbels Kind am Brunnen, Strophe 4—6:

Nun steht es am Brunnen, nun ist es am Ziel,
 Nun pflückt es die Blumen sich munter,

Doch bald ermüdet das reizende Spiel,
Da schaut's in die Tiefe hinunter.

Und unten erblickt es ein holdes Gesicht,
Mit Augen, so hell und so süsse.
Es ist sein eignes, das weiss es noch nicht, —
Viel stumme, freundliche Grüsse!

Das Kindlein winkt, der Schatten geschwind
Winkt aus der Tiefe ihm wieder.
Herauf! herauf! So meint's das Kind:
Der Schatten: hernieder! hernieder!

Zu dieser unmittelbaren Einwirkung des Wassers, dem Wohlgefühl an seinem kühlenden Rande, und der durch die Augen vermittelten, den schönen Bildern, die dasselbe dem Fischer zeigt, kommt nun noch eine dritte Verlockung, die die Entscheidung herbeiführt: die erregte Phantasie, die sich der Sagen von Meerfeien erinnert, malt ihm das Bild eines schönen, aus dem Wasser aufsteigenden und ihn zu sich herabwinkenden Weibes vor. Unserm Gedichte ganz ähnlich ist die Schilderung zu Anfang von Schillers Tell:

Es lächelt der See, er ladet zum Bade,
Der Knabe schlief ein am grünen Gestade,
Da hört er ein Klingen,
Wie Flöten so süß,
Wie Stimmen der Engel
Im Paradies.

Und wie er erwachet in seliger Lust,
Da spülen die Wasser ihm um die Brust.
Und es ruft aus den Tiefen:
Lieb Knabe, bist mein!
Ich locke den Schläfer,
Ich zieh' ihn herein.

Nur stellt Schiller die erregte Stimmung als durch einen wirklichen Traum hervorgerufen dar, während wir bei Göthe es mit einem wachen, aber von träumerischen Gefühlen bestrickten Menschen zu thun haben. Beide werden aber, wie dies aus Schillers Worten ganz klar hervorgeht, in's Wasser gelockt durch die Hoffnung, dort an der Seite einer Wassergottheit „eine selige Lust, ein Paradies“ zu finden.

Diese Ansicht von der Liebe göttlicher Wesen zu Sterblichen findet sich besonders in der alten, namentlich der griechischen Mythologie. Die Griechen dachten sich ja ihre Götter mit menschlichen Leidenschaften aller Art, Liebe, Hass, Neid nicht bloss gegen einander, sondern auch gegen die Menschen behaftet. Ihre Schriftsteller erwähnen daher vielfach Liebesverhältnisse der Götter zu schönen Sterblichen, aber auch von Göttinnen zu schönen Männern. Diese Auffassung des Alterthums ist besonders ausgeprägt und auch in Deutschland ganz heimisch geworden in der Sage von Frau Venus, welche schöne Männer an sich lockt und nicht wieder von sich lässt. Vorzugsweise aber spielen in der deutschen Mythologie diese verführende Rolle die Nixen. Theils verlocken sie durch ihre Schönheit, öfter auch, wie hier und bei Schiller, durch ihren schönen Gesang Jünglinge — und ein solcher ist daher auch im „Fischer“ zu denken, worauf schon die Worte: „Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll, wie bei der Liebsten Gruss“, deuten, cf. auch „Lieb Knabe, bist mein“ — zu sich hinab in die Tiefe, theils ziehen sie dieselben gewaltsam hinab. Aehnlich war die Auffassung auch schon bei den Griechen: So wird des Herkules Liebling, Hylas, wasserschöpfend von den Nymphen in die Tiefe gezogen, während die Sirenen, Meerfeien, durch ihren Gesang zu verführen suchen. Die Göttinnen wollen sich nämlich der Schönheit der Sterblichen er-

freuen und erregen zugleich in ihnen die Hoffnung, dass auch sie zu einem schönern Leben eingehen. Weil nun aber die Verlockten dadurch plötzlich allen irdischen Verhältnissen entrückt und durch den Zauber, dem sie unterliegen, ihren Freunden und Verwandten und Allem, was sie auf Erden lieb haben, unwiederbringlich entrissen werden, so ist es erklärlich, dass die Sage auch die verderbenbringende Seite dieser Götterliebe hervorgehoben hat, so besonders bei den Sirenen und der Frau Venus; ja, zuweilen ist nur diese berücksichtigt worden, wie z. B. in dem Volksliede: „Als wir jüngst in Regensburg waren.“ In diesem ist der Nix ein strafender Gott, der die Gefallenen, wenn sie es wagen, über das Wasser zu setzen, in dem er weilt, zu sich in die Tiefe zieht, nicht aber zu einem schöneren Leben, sondern nur, um sie zu verderben. Einen Anfang dieser Auffassung der Nixen als Rächerinnen des Unrechts, das den Fischen durch die Menschen geschieht, haben wir schon oben besprochen; in unserm Volksliede aber ist der Nix nur strafender Gott, darum heisst es in ihm:

Und ein Mäd'el von zwölf Jahren
Ist mit über den Strudel gefahren;
Weil sie noch nicht lieben kunnt,
Fuhr sie sicher über Strudels Grund.

Und von hohem Bergeschlosse
Kam auf stolzem, schwarzem Rosse
Adlig Fräulein Kunigund,
Wollt' mit fahren über's Strudels Schlund:

„Schiffsmann, lieber Schiffsmann mein,
Sollt's denn so gefährlich sein?
Schiffsmann, sag mir's ehrlich,
Ist's denn so gefährlich?“

„Wem der Myrthenkranz geblieben,
Landet froh und sicher drüben;
Wer ihn hat verloren,
Ist dem Tod erkoren.“

Als sie auf die Mitt' gekommen,
Kam ein grosser Nix geschwommen,
Nahm das Fräulein Kunigund,
Fuhr mit ihr in des Strudels Grund.

Doch ist dieses nur eine ausnahmsweise Auffassung; in der Regel nehmen die Götter die Sterblichen zu sich, um sie in ihrer Nähe zu haben und sich ihres Umgangs zu erfreuen; so wird z. B. Ganymedes von der Erde entführt und in den Himmel versetzt, um des Juppiter Mundschenk zu werden.

Allerdings wird also auch in unserm Gedichte der Jüngling plötzlich allem Elend des Erdenlebens entrissen, aber nicht aus eigener Kraft, sondern durch den Willen einer Gottheit, die ihn auch nicht bloss von allem irdischen Jammer befreien, sondern ihm in ihrer Nähe ein herrlicheres Leben bereiten will oder wenigstens zu verleihen verspricht. Denn die Götter nehmen die Sterblichen, die sie lieb haben, zu sich und zwar in den Jahren der Jugend und Schönheit und entziehen sie dadurch den Leiden und Sorgen, die das höhere Alter theils an sich, theils in Folge des Hervortretens der Reflexion den Menschen bringt. Darum sagten die Griechen ganz allgemein: *ὅν οἱ θεοὶ φιλοῦσιν, ἀποθνῄσκει νέος*. Diese Auffassung der Griechen und Römer, denen sich ja die christliche nahe genug anschliesst, ist in der noch allgemeineren Form, dass die Götter als bestes Geschenk den Menschen den Tod senden, besonders in Ciceros *Consolatio* öfter ausgesprochen, so 8, 30: *omnium munerum, quae humano generi dari possunt, (mors est) praestantissima; praeclare: nam et miseriarum omnium, quas viventes pertulimus, finis est in morte et vitatio futurarum, in quas progredientes in vita incurrunt*. Der Tod ist der „*miseriarum finis, quietis portus*.“ Und ebendasselbst 9, 36: *Non nasci longe optimum est, proximum autem, si natus sis, quam primum mori*.

Dieses also ist das Wesentlichste in unserm Gedichte, dass der Jüngling, und noch dazu unbewusst und schmerzlos, plötzlich durch göttliche Einwirkung allen Leiden dieses Lebens entzogen wird, und dieses ist auch der Hauptpunkt, in dem wir seine Beziehungen zu den zwei anderen Gedichten, die wir besprechen wollen, zu suchen haben.

Wir beabsichtigen nämlich der besprochenen Dichtung, in der der Mensch durch göttliche Einwirkung der Kämpfe dieses Lebens überhoben wird, zwei andere gegenüberzustellen, in denen er uns im Kampfe des Lebens geschildert wird. Es sind dies Göthes „Sänger“ und Freiligraths „requiescat.“ Und zwar behandeln diese beiden Dichtungen denselben Konflikt, nämlich zwischen der wahren Ehre und Selbständigkeit einerseits, und den Forderungen, welche die Welt an den Menschen stellt, andererseits. Beide Dichtungen versetzen uns also aus der natürlichen Welt, die wir im Fischer vor uns hatten, in die sittliche, beide sind reflectiert, während der Fischer naiv war. Die Behandlung des Stoffes jedoch sowie das Resultat, zu dem die beiden Dichter kommen, sind durchaus verschieden. Göthes Lösung dieses so häufigen Conflictes möchte ich, wie sich schon aus meiner Ueberschrift ergibt, die ideale nennen, während sie bei Freiligrath der Wirklichkeit entspricht, also eine reale ist. Göthe zeigt, wie derselbe gelöst werden sollte, nämlich durch den Sieg der Ehre und Selbständigkeit, ohne auf die Schwierigkeit einer solchen Lösung Rücksicht zu nehmen, Freiligrath dagegen führt uns die traurigen Folgen der Wahrung der Ehre vor Augen, die den Menschen oft in eine solche Verzweiflung versetzen, dass der Tod ihm eine Gnade sein würde, eine Rettung aus dem Jammer dieser Welt.

Betrachten wir zunächst die Göthesche Lösung im Sänger. Er lautet bekanntlich:

- | | |
|---|--|
| <p>1. Was hör' ich draussen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Lass den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König sprach's, der Page lief,
Der Knabe kam, der König rief:
Lasst mir herein den Alten!</p> | <p>4. Die goldne Kette gib mir nicht,
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kuhnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern.
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
Und lass ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.</p> |
| <p>2. Gegrussset seid mir, edle Herrn,
Gegrusst ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen.
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schliesst, Augen, euch; hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen.</p> | <p>5. Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnt;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet,
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Lass mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen.</p> |
| <p>3. Der Sänger drückt' die Augen ein
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten muthig drein,
Und in den Schooss die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Liess ihm zum Lohne für sein Spiel
Eine goldne Kette bringen.</p> | <p>6. Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
O Trank voll süsser Labe!
O dreimal hochbeglucktes Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke.</p> |

Der Inhalt dieses Gedichtes ist wohl zu klar, als dass es missverstanden werden könnte: Ein für die Sangeskunst begeisterter Fürst hört von der Ankunft eines Sängers bei seinem Schlosse, lässt ihn in dasselbe einladen, erfreut sich seines herrlichen Gesanges und bietet ihm als Zeichen der Anerkennung eine goldene Kette zum Geschenke. Der Sänger, der sofort klar durchschaut, dass er durch Annahme derselben, wenn auch nicht direct an des Königs Hof gefesselt, so doch ihm zur Dankbarkeit verpflichtet werden würde, weist diesen Lohn seines Gesanges stolz zurück als eine Last, die ihn nur drücken würde. Er werde schon durch die Freude an seinem Gesange selbst genügend belohnt und wolle in seiner Sangesthatigkeit von allen Verbindlichkeiten „frei, los und ledig sein.“ Denn nur so könne der wahre Sänger gedeihen. Während er aber jeden Lohn ausschlägt, nimmt er für sich die höchste Ehre in Anspruch, indem er den besten Becher Weins aus goldnem Pokale, also dem Pokale, den man nur den höchsten Gästen vorsetzt, erbittet und auch erhält.

Es tritt uns also hier ein Sänger entgegen im Vollbewusstsein der Grösse seiner Kunst und seiner persönlichen Würde, die er daher in jeder Beziehung zu wahren sucht. Darum schliesst er, als er in den Saal tritt, die Augen nicht bloss, um sich geistig zu seinem Liede zu sammeln, sondern mehr wohl noch in der Absicht, sich nicht durch den äussern Glanz des Königssitzes und Hofes verblenden und bestechen zu lassen. Darum ruft er sich auch in's Bewusstsein, dass die funkelnden Sterne, die er in der Umgebung des Fürsten sieht, nur „wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt, ihren Herrscher umstehen“ und neben diesem und eben wegen dieser ihrer Stellung ihren Werth, ihre Bedeutung verlieren und zu unbekanntem, namenlosen Hofbeamten werden: „Wer kennet ihre Namen?“ — Sein Name dagegen soll genannt und bekannt werden, und deswegen darf er sich der Gefahr, denselben am Königshofe zu verlieren und auch zu einem unbedeutenden Stern herabzusinken, nicht aussetzen. — Darum vermag auch dieser äusserliche Glanz und diese Pracht bei ihm keine Bewunderung, sondern nur „Staunen“ zu erregen.

Eben so trägt ihn sein Selbstbewusstsein auch dem Fürsten gegenüber. Aeusserlich steht ja der Dichter unendlich tief unter dem Fürsten, aber wegen seiner Sangesgabe fühlt er sich gewissermassen als Repräsentanten der geistigen Macht gegenüber der weltlichen. So fassen nach dem Vorbilde der Alten auch unsere Dichter die Stellung des wahren Dichters als die des θεός αιδός, des vates, des Sängers und Sehers zugleich, auf. Er ist der gottbegeisterte, θεόπνευστος, der Geist Gottes spricht aus ihm, er „steht in des grösseren Herren Pflicht;“ er besitzt die wunderbare Macht, Göttern gleich über die Elemente zu gebieten (Arion), die adle That (Graf von Habsburg) wie das Verbrechen (Kraniche des Ibykus) aus der Verborgenheit zu ziehen und Belohnung wie Bestrafung zu veranlassen, ja, er verfügt gewissermassen über Tod und Unsterblichkeit, sein Fluch überliefert den Unwürdigen ewiger Vergessenheit (Sängers Fluch), während sein Lob seine Helden unsterblich macht. Das gibt ihm also seine grosse Bedeutung, das gibt ihm auch den Muth, sich den Grossen der Erde gegenüber als ganz gleichberechtigt zu fühlen, jeden Lohn derselben zurückzuweisen und die höchste Ehrenbezeugung zu beanspruchen. Darum weigert er sich auch, sich durch sie irgendwie verpflichten oder gar an ihren Hof fesseln zu lassen. Thäte er dies, diene er anderen Göttern, so hörte er auf, ein wahrer Dichter zu sein, er würde der Pegasus im Joche, dessen Kraft eben durch das Joch gebrochen wird.

Entspricht nun aber der wirkliche Sänger und seine Stellung den Fürsten gegenüber dem hier geschilderten Bilde des wahren Sängers? Gewiss nicht; vielmehr hat es zu allen Zeiten Dichter genug gegeben, die an die Höfe von Fürsten gefesselt in deren Diensten standen und vorzugsweise zu ihrem Ruhme dichteten und so ihr poetisches Talent auf unbedeutende Stoffe verwendeten und verkommen liessen. Und ganz entziehen kann sich auch der bedeutendste Dichter dem Einflusse einer solchen Stellung nicht. Ja, auch ein Göthe, an dem Hofe eines Karl August, nicht als dessen besoldeter Hofdichter, sondern als ihm nahestehender persönlicher Freund und höchster Beamter des ganzen Landes mit sehr ausgedehnten Machtbefugnissen, fühlte die Abhängigkeit seines dichterischen Schaffens von seiner Stellung. Darum äusserte er noch als 75jähriger Greis zu Eckermann: „Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen, auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, dass ich in meinen 75 Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steins, der immer von Neuem gehoben sein wollte. Mein eigentliches Glück war mein poetisches Sinnen und Schaffen. Allein wie sehr war dieses durch meine äussere Stellung gestört, beschränkt und gehindert. Hätte ich mich mehr vom öffentlichen und geschäftlichen Treiben und Wirken zurückhalten und mehr in der Einsamkeit leben können, ich wäre glücklicher gewesen und würde als Dichter weit mehr gemacht haben.“ Seine amtliche Thätigkeit nahm ihn vielfach in Anspruch, fast mehr aber noch die Nöthigung, bei Hofe zu

erscheinen und hin und wieder auch sein dichterisches Talent im Interesse des Hofes, zu Festlichkeiten u. dgl., zu verwenden. Diese Betheiligung bei Hoffestlichkeiten war in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Weimar verhältnissmässig gering, da ihm als Bürgerlichem der Zutritt zu den grossen Hofeirkeln nach Ansicht damaliger Zeit nicht gestattet war. Um diese Schwierigkeit zu beseitigen, hatte der Herzog den Kaiser gebeten, Göthe den Adel zu verleihen. Im Jahre 1782 nun wurde Göthe geadelt und zum Kammerpräsidenten ernannt. Diese Auszeichnung, das erkannte er nur zu klar, würde eine Kette werden, die ihn mehr und mehr an den Hof von Weimar fesseln — wie es ja auch für sein ganzes Leben geschah — und ihm sein wahres Lebensglück verkümmern werde. Diese goldne Last, die er bei seiner Stellung zu seinem Fürsten nicht zurückzuweisen vermochte, wusste er wohl, werde ihn sehr drücken. Aber er konnte sich ihr nicht entziehen und doch hätte er es so gern gethan; darum preist er in unserm Gedichte die wahre Freiheit des Dichters, der sich einer solchen Last entziehen kann und, wenn er ganz ein Dichter bleiben will, entziehen muss. Denn nur bei voller Freiheit, bei ganz selbständiger Entwicklung und völliger Unabhängigkeit in der Wahl und Bearbeitung der Stoffe gedeiht wahrhaft dichterisches Schaffen. Darum also sollte der Dichter eigentlich eine vollkommen freie und unabhängige Stellung haben.

Dass dieses der Sinn unseres Gedichtes ist, welches Göthe in Wilhelm Meisters Lehrjahren Buch 2 cap. 11 dem alten Sänger in den Mund legt, und dass der Alte nur Göthes eigenste Gedanken über diesen Punkt ausspricht, ergibt sich leicht, wenn man einige andere Stellen derselben Schrift zur Vergleichung heranzieht. So lässt Göthe eben da b. 2 c. 2 Wilhelm zu Werner über denselben Gegenstand folgendermassen sprechen: „Der Dichter muss ganz sich, ganz in seinen geliebten Gegenständen leben. Er, der vom Himmel innerlich auf's Köstlichste begabt ist, der einen sich immer selbst vermehrenden Schatz im Busen bewahrt, er muss auch von aussen ungestört mit seinen Schätzen in der stillen Glückseligkeit leben, die ein Reicher vergebens mit aufgehäuften Gütern um sich hervorzubringen sucht.“ (cf. „Schliesst, Augen, euch“ etc.; „Der Sänger drückt die Augen ein;“ die Zurückweisung des Lohnes und „das Lied, das aus der Kehle dringt, Ist Lohn, der reichlich lohnet.“) Und eben da heisst es: „Er, der wie ein Vogel gebaut ist, um die Welt zu überschweben, auf hohen Gipfeln zu nisten (cf. „Ich singe, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnt“) und seine Nahrung von Knospen und Früchten, einen Zweig mit dem andern leicht verwechselnd, zu nehmen, er sollte zugleich wie der Stier am Pfluge ziehen, wie der Hund sich auf eine Fährte gewöhnen, oder vielleicht gar, an die Kette geschlossen, einen Meierhof durch sein Bellen sichern?“ Ist diese zum Theil wörtliche Uebereinstimmung mit dem Gedichte nicht Beweis genug, dass dasselbe uns Göthes Gedanken über die wünschenswerthe Stellung des wahren Dichters geben soll?

Die wirkliche Lage der Dichter in der Gegenwart, das fühlte Göthe selbst recht gut, entsprach dem Bilde seiner Sehnsucht sehr wenig; darum verlegte er das Gedicht, in welchem er dem Sänger eine solche Bedeutung vindiciert, in's Mittelalter, in die Zeit, wo, wie Göthe selbst sagt, „das Ehrwürdige mehr erkannt wurde,“ wo nach der gewöhnlichen Annahme die Stellung des Dichters wirklich eine geehrtere und freiere war, wo der Sänger und Dichter — denn beides war oft eine Person — von Burg zu Burg zog und überall gastliche Aufnahme fand, so dass er es nicht nöthig hatte, sich einem Einzelnen gewissermassen zu verkaufen; wusste er doch, dass er überall gern gesehen wurde und dass sein Gesang ihm in der ganzen gebildeten Welt Ehre und Lohn brachte. Und allerdings wurde damals der wandernde Sänger auf allen Ritterburgen gern gesehen und gastlich aufgenommen; allerdings beherrschte er durch die reichen Schätze seines Innern wie mit einem Zauberstabe das leicht entzündbare und für die Musik und höfische Bildung schwärmende Herz der Ritter und Frauen; allerdings verbreitete sich der Ruf eines bedeutenden Sängers unter den herrschenden Ständen, den höfisch gebildeten Rittern und Fürsten Europas, rasch und leicht, und auch die mächtigsten derselben hatten das Interesse, sich die Gunst der Sänger zu gewinnen, da sie bei dem Mangel

der Buchdruckerkunst, wenn sie ihre Thaten der Nachwelt überliefert oder überhaupt gepriesen wissen wollten, von dem guten Willen dieser Sänger gewissermassen abhängig waren. Aber wirklich frei und unabhängig war im Mittelalter der höfische Dichter wohl weder in seinen Stoffen noch in der Form, die er wählte; vielmehr waren in der Lyrik wie im Epos die Stoffe beschränkt, die Form ziemlich genau vorgeschrieben, wie ja das ganze Mittelalter und besonders das Ritterthum auf Formen sehr grossen Werth legte. Ausserdem aber wurden dem Sänger durch die Gönnerschaft einzelner Mächtiger unzweifelhaft gewisse Verpflichtungen auferlegt. Ob daher das wirkliche Leben der Sänger im Mittelalter und ihr, bei allen sonst günstigen Verhältnissen, einseitiges und beschränktes dichterisches Wirken Göthe gefallen und seinem Ideale entsprochen haben würde, dürfte mindestens sehr zweifelhaft sein.

Aber auch die äussere Lage der Sänger im Mittelalter, das wusste Göthe selbst recht gut, liess so Manches zu wünschen. Darum lässt er den Alten, der eine so ideale Auffassung von der Bedeutung des Sängers hat und deshalb den Lohn des Fürsten ausschlägt, im Wilhelm Meister b. 2 c. 13 in dem schlechtesten Kämmerchen eines schlechten Gasthofes wohnen und schildert seine Stimmung als eine sehr trübe. cf. „Wer nie sein Brod mit Thränen ass“ etc. Seine wirkliche Lage stimmt also mit der, die wir aus unserm Sänger folgern müssten, keineswegs überein, und es ergibt sich daraus, dass in unserm Gedichte die Auffassung der Stellung eines Sängers eine durchaus ideale ist, wie sie Göthe (der Alte) sich mit sehnsüchtigen Augen ausmalt, wie sie sein müsste, wenn der Dichter ein wahrer Dichter, ja, auch nur ein wahrhaft freier Mensch sein soll. Wie unerreichbar aber dieses Ideal sei, namentlich für ihn selbst, fühlte Göthe nur zu sehr; und eben darum verlegte er das Gedicht in die ferne Vergangenheit, als eine Zeit, wo es wenigstens besser gewesen, und suchte sich durch dasselbe gewissermassen über seine eigene Lage zu trösten.

Während er nämlich selbst, in der Wirklichkeit, sich durch Rücksichten aller Art nur zu sehr gebunden fühlte, stellt er uns den wahren Sänger als ganz unabhängig von der Welt, ihren Anforderungen und Bedürfnissen dar: die Poesie erhebt ihn über die irdischen Bedürfnisse und macht ihn frei von den Schranken dieser Welt, — und das ist ja auch wirklich das Wesen und die Aufgabe der Poesie, das Irdische abzustreifen und zum Idealen zu erheben. Der Dichter ist in Göthes Augen — oder soll es wenigstens sein — dem Kampfe mit der Welt und ihrem Jammer nicht unterworfen: nur in sich selbst hat er einen Kampf durchzufechten, dass er sich nicht durch Eigennutz und Streben nach äusserer Ehre und äusserem Glanze verführen lasse, seine Freiheit und seine Würde aufzugeben, dass er seine ideale Stellung wahre und sich rein erhalte von den Flecken, welche die Berührung mit der Welt mit sich bringt.

Wir haben also im Sänger eine Romanze vor uns, nicht eine Ballade, wie im Fischer. Statt des Volksglaubens in Sage und Mythe bildet hier die Geschichte, der geschichtliche Staat in seinen Gliederungen den Hintergrund des Gedichtes. Die auftretenden Personen stehen nicht unter dem Einflusse von Naturkräften, sind nicht geistig befangen, sondern freie, selbstbewusste Menschen, klar in ihrem Fühlen, Denken und Handeln. Der Sänger hat nicht einen Kampf mit einem übermächtigen Naturwesen zu bestehen, sondern nur mit sich selbst: seine ideale Anschauung und seine natürlichen Triebe kommen in Konflikt, die erstere trägt den Sieg davon. Und das ist das Wesen der Romanze, dass die wahre Sittlichkeit, die wahrhafte Menschlichkeit über die natürlichen Triebe des Menschen triumphiert, und derjenige, welcher die durch die Sittlichkeit gezogenen Schranken übertritt, zu Grunde geht.

So sollte es in einer absolut guten Welt immer sein, so muss daher der wahre Dichter im Drama wie in der Romanze das sittlich Bessere als siegreich darstellen, den Guten seinen Lohn, den Bösen seine Strafe finden lassen. Aber so ist es in der wirklichen Welt nicht immer, vielleicht nicht einmal oft. In ihr herrscht vielfach der Schlechte, findet der Gute nicht die verdiente Aner-

kennung trotz seines eifrigen Strebens, wenn er nicht, dem Sänger Göthes ungleich, sich zu bücken und zu demüthigen und so die Huld der Grossen zu gewinnen weiss. Diese reale Seite des Lebens ist der Mittelpunkt von Freiligraths „Requiescat.“ Sein Stoff ist zwar etwas allgemeiner gefasst, als in Göthes Sängern, aber die ethische Grundlage ist in beiden Dichtungen dieselbe, der Hauptträger des Gedichtes nimmt wenigstens eine ähnliche Stellung ein und vertritt dasselbe Princip. Beide Gedichte zeigen uns die Vertreter der geistigen Macht im Gegensatz zu der irdischen, sei es zu einem einzelnen Mächtigen, sei es zu der Macht der irdischen Verhältnisse überhaupt. In beiden bildet der Konflikt der wahren Ehre mit der sogenannten Ehre den Mittelpunkt. In beiden stellen die geistig wirkenden und schaffenden Männer die wahre, subjective oder persönliche Ehre, die dignitas — der Deutsche braucht leider für diese zwei ganz verschiedenen, ja in mancher Hinsicht unvereinbaren Begriffe dasselbe Wort — weit über die scheinbare äussere Ehre, die honores. Denn in beiden Männern ist das Gefühl für die Wahrung ihrer Würde und ihrer Selbständigkeit das mächtigste. Die libertas, der Freiheitssinn, ist bei beiden die treibende Kraft, beide suchen auch die objective libertas, die reale Freiheit und Selbständigkeit zu wahren, aber — und das ist das Unterscheidende in beiden Dichtungen — mit ganz verschiedenem Erfolge. Göthes Sänger wahrt seine Freiheit und bleibt, so muss man folgern, in den anmuthigsten Lebensverhältnissen, der Vertreter der geistigen Macht bei Freiligrath aber wird im Kampfe mit der Welt von den realen Verhältnissen niedergedrückt, ja fast zerschmettert, und nur „seine Ehre blank gewahrt zu haben“ kann er sich rühmen. Denn wer die dignitas wahren will, muss gar oft auf die honores verzichten. Doch betrachten wir nun das Freiligrathsche Gedicht etwas genauer. Es lautet:

Requiescat.

- | | |
|--|---|
| <p>1. Wer den wucht'gen Hammer schwingt;
Wer im Felde mäht die Aehren;
Wer in's Mark der Erde dringt,
Weib und Kinder zu ernähren;
Wer stroman den Nachen zieht;
Wer bei Woll und Werg und Flachse
Hinter'm Webstuhl sich müht,
Dass sein blonder Junge wachse: —</p> <p>2. Jedem Ehre, jedem Preis!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiss,
Der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder nassen Stirn
Hinter'm Pfluge! — Doch auch dessen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, sei nicht vergessen!</p> <p>3. Ob in enger Bücherei
Dunst und Moder ihn umstäube;
Ob er Sklav der Messe sei,
Lieder oder Dramen schreibe;
Ob er um verruchten Lohn
Fremden Ungeschmack vertiere;
Ob er in gelehrter Frohn
Griechisch und Latein dociere: —</p> <p>4. Er auch ist ein Poletar,
Ihm auch heisst es: „darbe, borge!“
Ihm auch bleicht das dunkle Haar,
Ihn auch hetzt in's Grab die Sorge;</p> | <p>Mit dem Zwange, mit der Noth
Wie die Andern muss er ringen,
Und der Kinder Schrei nach Brot
Lähmt auch ihm die freien Schwingen.</p> <p>5. Manchen hab' ich so gekannt:
Nach den Wolken flog sein Streben;
Tief im Staube von der Hand
In den Mund doch musst' er leben.
Eingepfercht und eingedornt
Aecht' er zwischen Thür und Angel;
Der Bedarf hat ihn gespornt,
Und gepeitscht hat ihn der Mangel.</p> <p>6. Also schrieb er Blatt auf Blatt,
Bleich und mit verhärmtten Wangen,
Während draussen Blum' und Blatt
Sich im Morgenwinde schwangen.
Nachtigall und Drossel schlug,
Lerche sang und Habicht kreiste:
Er hing über seinem Buch,
Tagelöhner mit dem Geiste.</p> <p>7. Dennoch, ob sein Herz auch schrie,
Blieb er tapfer, blieb ergeben:
„Dieses auch ist Poesie,
Denn es ist das Menschenleben!“
Und wenn gar der Muth ihm sank,
Hielt er fest sich an dem Einen:
„Meine Ehre wahrt' ich blank,
Was ich thu', ist für die Meinen.“</p> |
|--|---|

8. Endlich liess ihn doch die Kraft!
 Aus sein Ringen, aus sein Schaffen.
 Nur zuweilen fieberhaft,
 Konnt' er noch empor sich raff'en.
 Nachts oft von der Muse Kuss
 Fühlt' er seine Schläfe pochen;
 Frei dann flog der Genius,
 Den des Tages Drang gebrochen.

9. Lang jetzt ruht er unter'm Rain,
 Drauf im Gras die Winde wühlen,
 Ohne Kreuz und ohne Stein
 Schläft er aus auf seinen Pfühlen.
 Rothgeweinten Angesichts
 Irrt sein Weib und irrt sein Samen —
 Bettlerkinder erben nichts,
 Als des Vaters reinen Namen.

10. Ruhm und Ehre jedem Fleiss!
 Ehre jeder Hand voll Schwielen!
 Ehre jedem Tropfen Schweiss,
 Der in Hütten fällt und Mühlen!
 Ehre jeder nassen Stirn
 Hinter'm Pfluge! — Doch auch dessen,
 Der mit Schädel und mit Hirn
 Hungernd pflügt, sei nicht vergessen!

In dem vorstehenden Gedichte zeigt uns Freiligrath den Idealisten im Kampfe mit den realen Verhältnissen dieser Welt, in die sich derselbe nicht zu finden vermag; allmählich ermattet er in seinem Ringen und bricht zuletzt fast völlig zusammen.

Ist aber Freiligraths Schilderung nicht eine übertriebene, mit der Wirklichkeit im Widerstreit stehende? Ich glaube leider nicht, nur muss man sich darüber klar werden, wie sich Freiligrath den Idealisten vorstellt.

Er denkt sich darunter einen Mann, — und gibt es nicht, namentlich unter uns Deutschen, auch noch heute deren genug? — der sich vom Getriebe der Welt stets möglichst fern gehalten, nur seinen wissenschaftlichen Studien gelebt und es eben deswegen nicht gelernt hat, sich in die prosaischen Verhältnisse dieser Welt zu schicken. Zurückgezogen im elterlichen Hause oder an sonst einer anderen Stätte, die von vorn herein ideale Anschauungen in ihn gepflanzt und seinen Sinn auf Höheres gelenkt hat, aufgewachsen, hat er von der Welt nichts weiter kennen gelernt, als seine Schule, die durch die grossen Vorbilder des Alterthums jenen idealen Sinn nur noch mehr entwickelt und gefördert hat. Auch unter seinen Mitschülern hat er sich nur an solche angeschlossen, die von gleichem Streben, von gleichen Gesinnungen erfüllt waren.

So vorbereitet tritt er hinaus in's Leben, oder vielmehr nicht in das wirkliche Leben, sondern in die Universität. Auch hier lebt er, wie früher auf der Schule, nur in seinen Studien und im Verkehr mit gleichgesinnten Freunden. Vertrauensvoll schliesst er sich, wie bisher, an, und sein Vertrauen wird nicht getäuscht. Mit gleich idealen Jünglingen zusammen treibt er seine Studien, mit ihnen macht er hochfliegende Pläne für die Zukunft, nicht sowohl über das, was er dereinst im Leben zu erreichen gedenkt, — denn an sich denkt er am wenigsten, und der Gedanke, dass seine lieben Studien für ihn nur Mittel zum Erwerb werden sollen, liegt ihm fern — als darüber, was er werde leisten, wie er seinen Mitbürgern, seinem Vaterlande werde nützen können. Vertrauensvoll meint er, wenn er seine Zeit gehörig zu seiner geistigen Förderung verwende, wenn er etwas Ordentliches lerne, so könne es ihm künftighin auch nicht an einer guten Gelegenheit, an einer Stellung fehlen, wo er diese Kenntnisse verwerthen und die Früchte seines Strebens ernten werde.

Dazu kommt, dass er sich an die Freiheit in seinen Studien, die ihm die Universität gestattet, allmählich so gewöhnt, dass er dieselbe als etwas Selbstverständliches ansieht und wohl kaum daran denkt, es könne in dieser Hinsicht jemals anders werden. Denn er ist sich ja bewusst, diese Freiheit nie gemissbraucht zu haben.

So gelangt er zu einem, seinem bisherigen Streben entsprechenden, befriedigenden Abschluss seiner Lehrzeit. Aber nun pflügt es auch mit dem stillen, zufriedenen Glücke seines Lebens vorbei

zu sein: er tritt ja hinaus aus seiner idealen Welt in die wirkliche. Gar bald macht er hier die Erfahrung, dass dieselbe ganz anders sei, als er sie sich vorgestellt, mag er nun seine Kenntnisse als freier Schriftsteller, wie er denkt, oder im Dienste seiner Mitbürger als Beamter zu verwerthen suchen. Während er bisher mit Gleichstrebenden im schönsten Wetteifer nach demselben Ziele rang, ohne dass ihre Interessen je in feindliche Berührung kamen, muss er bald erkennen, dass das wirkliche Leben auf dem Kampfe verschiedener Interessen und Interessenten beruht. Wie er sich auch eine Stellung zu gründen versucht, überall findet er Andre, die den Platz, welchen er erstrebt, entweder schon einnehmen oder ihm streitig zu machen suchen. Hier platzen die Interessen feindlich auf einander, und er, der den Kampf bisher nicht gekannt hat, weiss dazu keine rechte Stellung zu nehmen, und es will ihm daher nicht so bald, als er gehofft hat, gelingen, sich einen Weg zu bahnen. Ihn widert dieser Kampf um's Dasein an, anstatt dass dadurch seine geistige Spannkraft gefördert werden sollte.

Welches sind nun für ihn die traurigen Folgen solcher Erfahrungen? Zunächst verliert er das Vertrauen zu den Mitmenschen, das er früher in hohem Masse gehabt. Bisher kam er Jedem offen und zutrauensvoll entgegen; denn er hielt alle Menschen für eben so offen und wahr, als er selbst es ist, er suchte sie in ihren Bestrebungen zu fördern und zu unterstützen, erwies ihnen Gefälligkeiten, wo er nur konnte, und stand ihnen, wenn er es vermochte, nicht bloss mit seinem Rathe, sondern auch mit der That bei. Jetzt aber, da er nicht bloss sein Entgegenkommen oft nicht erwidert gefunden, sondern wohl gar mit Undankbarkeit vergolten, da ihn der eine seiner sogenannten Freunde, auf dessen Versprechen er sich verlassen, vielleicht durch unterlassene Rückzahlung einer geliehenen Geldsumme in grosse Verlegenheit und Unannehmlichkeit gebracht und seine Gefälligkeit mit Rücksichtslosigkeit und brüskem Wesen gelohnt hat, während ein anderer, den er stets für seinen besten Freund gehalten, der es längere Zeit wirklich gewesen, wegen kollidirender Interessen ihm gerade da hindernd in den Weg tritt, wo er sich seiner Unterstützung zu erfreuen gehofft hatte, wendet er sich missmuthig und gekränkt mehr und mehr auch von den Wenigen ab, die noch seinen Umgang bildeten, weil er auch zu ihnen das Vertrauen verloren hat, und sucht sich möglichst auf sich selbst zu beschränken. Denn gerade derjenige, der seinen Mitmenschen die selbstloseste Liebe entgegenträgt, pflegt die schlimmsten Erfahrungen zu machen, den meisten Undank zu ernten; ja, diese Erfahrung wird so oft gemacht, dass Champfort sagt: *Tout homme qui à quarante ans n'est pas misanthrope, n'a jamais aimé les hommes.*

Aber nicht bloss sein Vertrauen zu Anderen schwindet, sondern eben so allmählich auch sein Selbstvertrauen. Von dem, was er für sich erhofft, will nichts eintreten, die äussere Stellung, die Ehren, die seinem Geiste vorgeschwebt, bleiben aus, und doch ist er sich keiner Schuld bewusst. Mit Begeisterung hat er sich für seinen Beruf vorbereitet und sich die nöthigen Kenntnisse in ausreichendem Masse erworben, mit Begeisterung ist er anfangs in seine Thätigkeit eingetreten, („Nach den Wolken flog sein Streben“) gehoben von der Hoffnung, bald einen ihm zusagenden Wirkungskreis zu finden und recht viel zum Besten seiner Mitmenschen beitragen zu können, mit Eifer hat er seine Pflichten erfüllt und nicht aufgehört, sich geistig weiter fortzubilden und zu lernen; aber Eines hat er nicht gelernt, vermag er nicht zu lernen und zu begreifen, dass es für das Fortkommen auf Erden von der grössten Wichtigkeit ist, zu spekulieren auf die Schwächen der Menschen, ihnen zu schmeicheln, sie zu benutzen, aus den Umständen seinen Vortheil zu ziehen. Und vermöchte er es auch, er würde es nicht wollen; denn das Selbstgefühl, das berechtigte Bewusstsein dessen, was er leistet und erstrebt, macht es ihm unmöglich, sich die Schmiegsamkeit, die Verstellung, den Sklavensinn anzueignen und, wie er glaubt, seiner Würde etwas zu vergeben. Eine Zeit lang meint er vielleicht noch, die Schuld davon, dass es mit seinem Vorwärtskommen nicht recht gehen wolle, müsse doch an ihm selbst liegen; sein Eifer wird daher nur um so grösser, durch die angestrengteste Arbeit,

durch die pedantischste Erfüllung aller seiner Pflichten sucht er etwa Versäumtes wieder gut zu machen, durch freundlichstes Entgegenkommen gegen Jedermann, mit dem ihn sein Beruf in Berührung bringt, selbst durch bereitwillige Uebnahme von Arbeiten für Andere hofft er in jeder Hinsicht seine Schuldigkeit zu erfüllen und sich gleichzeitig Anspruch auf Anerkennung zu erwerben. Aber leider bleibt diese trotz alledem aus, und er muss zu seinem Schmerze erfahren, dass ihm weltkluge, falsche Menschen, die besser um Gunst zu buhlen verstehen, sei es, dass sie als Schriftsteller sich mehr dem Geschmacke des Publikums oder als Beamte den Launen der Vorgesetzten zu fügen wissen, vorgezogen werden, obgleich sie die erbärmlichsten Handwerker in ihrem Berufe sind. Da er sich dieser Erkenntniss nicht länger zu verschliessen vermag, fängt seine Hoffnung, es durch sich selbst zu etwas zu bringen, fängt sein Muth an zu sinken, sein Selbstvertrauen schwindet.

Noch trüber aber wird seine Stimmung dadurch, dass es ihm immer klarer wird, dass auch er sich solchen Einflüssen, die seinem idealen Wesen so widersprechend sind, nicht ganz entziehen kann und dass er namentlich seiner Freiheit mehr und mehr entsagen muss. Denn auch ihn schmiedet die Welt rasch genug in ihre Fesseln, auch er muss ihr „frohnen“, denn der Bedarf und Mangel, die Sorge für sich und die Seinen zwingen ihn, der alleinigen Beschäftigung mit seinen Lieblingsstudien zu entsagen und das zu treiben, womit er seinen Lebensunterhalt erwerben kann; so ist er genöthigt, seine geistige Kraft in die Dienstbarkeit Anderer zu stellen. Wohl drückt ihn die äussere pekuniäre Noth, mehr aber noch die gebundene Stellung, in die er sich allmählich versetzt sieht, die seines Geistes „freie Schwingen lähmt“, die Abhängigkeit von Anderen und die Nöthigung, sich den oft sonderbaren Launen sei es der Mächtigen oder des Publikums zu fügen. Denn selbst dem scheinbar freiesten Vertreter der Wissenschaft, dem Schriftsteller, wird dieses Gefühl der Abhängigkeit meist nicht erspart. Wir sahen oben, (p. 13) wie selbst ein Göthe, der eine Stellung inne hatte, die ihn aller Nahrungssorgen überhob und wie sie nur selten einem Schriftsteller zu theil wird, sich gefesselt und beengt fühlte in seinem schriftstellerischen Wirken. Wie viel mehr wird jeder Andere, besonders wenn er von der Schriftstellerei leben will, diese Abhängigkeit von den Stimmungen des Publikums und der Noth des Lebens fühlen. Mit Recht sagt daher Frenzel in seinem Essay über Gutzkow (Büsten und Bilder p. 163): „Der Schriftsteller steht im Dienste der Zeit, er ist ihr leibeigen. Nur zu oft lässt sich seiner Arbeit das Mechanische, der Druck der Nothwendigkeit ansehen — Proletarierarbeit, wie diese gefertigt und belohnt.“ Und so spricht auch der Verfasser unseres Gedichtes gewiss aus Herzensüberzeugung:

„Ob er Sklav der Messe sei,
Lieder oder Dramen schreibe; —
Er auch ist ein Proletar.“

In noch viel höherem Grade aber muss sicherlich der Beamte auf seine Freiheit verzichten. Und gerade diese Erkenntniss, dass er seine Freiheit aufgeben müsse, um sein Leben zu fristen, das ihm dann kaum ein menschenwürdiges Dasein scheint, drückt den geistig Strebenden am meisten nieder, denn sein feinführendes Herz ist dafür ganz besonders empfindlich. Er ist also nicht bloss der Pegasus im Joche, sondern, was viel schlimmer ist, er fühlt sich auch als solchen, („Er hing über seinem Buch, Tagelöhner mit dem Geiste“) ganz besonders, wenn es ihm ernst ist um seinen Beruf, wenn ihm nicht „den holden Leichtsin die Natur verliehen“, dass er sich leicht hinwegsetzt über alles Unangenehme, das ihn betrifft, über alles Schwere, das ihn bedrückt.

Aber das vermag er nicht, sein Sinn ist ernst, und so fasst er auch das ganze Leben auf und fühlt daher die vermeintlichen Zurücksetzungen und Kränkungen und das Gebundensein durch die traurigen Verhältnisse in dieser Welt mehr, als Andere. Und allerdings können solche Erfahrungen gerade auf den gewissenhaften und ernsten Mann, wenn er den Gedanken daran zu sehr nachhängt,

niederdrückend wirken und ihm die Lust zu seiner Berufsthätigkeit rauben; aber sie dürfen es nicht, und dass dieses nicht geschehe, müsste er durch die richtige Auffassung der Stellung des Einzelnen in der Welt zu erreichen suchen. Und theilweise hat er sich auch in die wirkliche Welt gefunden: Er hat den meisten seiner Ideale entsagt, er hat verzichtet auf die gehofften Ehren, verzichtet auf seine Freiheit, mit Gewissenhaftigkeit seinem praktischen Berufe gelebt und sich mit einer recht bescheidenen Stellung zu begnügen gelernt. Aber die Menschen zu nehmen, wie sie sind, und danach seinen Verkehr mit ihnen zu regeln hat er noch nicht gelernt. Er vergisst es immer wieder, dass alle der Schwächen viele an sich haben, und ärgert sich, wenn er von neuem bei ihnen unangenehme Erfahrungen machen muss und sich Täuschungen aussetzt; so wird das bittere Gefühl gegen seine Mitmenschen stets wach gehalten und sein Gerechtigkeitsinn empört sich immer von neuem, wenn er schlechte Menschen ihre Pläne durchsetzen und ein unverdientes Glück geniessen sieht.

Wenn er objectiv zu urtheilen vermöchte, wenn nicht seine ganze Stimmung immer erregter und reizbarer geworden wäre, würde er sich darüber zu beruhigen wissen. Er würde erkennen, dass im Leben viel scheinbar Ungerechtes vorgeht, dass nicht er allein davon betroffen wird, und dass der Einzelne kein Recht hat, darüber zu grollen; er würde aber besonders auch sich persönlich in Acht nehmen vor Kränkungen durch die Mitmenschen, er würde sich sagen, „lass dich nicht ferner durch deine zu grosse Gutmüthigkeit verleiten, dein Vertrauen an Unwürdige zu verschenken, frage vielmehr überall nur deinen Verstand, nicht dein Herz, so wirst du vor üblen Erfahrungen bewahrt bleiben. Du selbst aber halte dich möglichst fern von dem niedern, egoistischen Treiben dieser Welt und lass dich nicht hinabziehen in ihren Schmutz, sondern lebe nur deinem Berufe und suche in ihm allein deine volle Befriedigung zu finden. Und das kannst du. Thust du das, erfüllst du alle Pflichten deines Amtes gewissenhaft und bethätigst du deinerseits das redlichste Streben, wo du nur kannst, das Rechte und Gute zu thun und zu unterstützen, mit einem Worte, hast du dir bei strengster Selbstprüfung nichts vorzuwerfen, spricht dich dein Gewissen von aller Schuld frei, so muss dir das erhebende Bewusstsein der gewährten Ehrenhaftigkeit und der strengsten Pflichterfüllung genügen, dir Kraft und Trost verleihen und dich aufrecht erhalten in allen schwierigen und traurigen Lagen des Lebens. Als wahrhaft edler, von der Redlichkeit deiner Absichten überzeugter Mann darfst du dich durch die vermeintliche Aussichtslosigkeit deines Ringens mit den irdischen Verhältnissen, deines Strebens, deine Ideen zur Geltung zu bringen, nicht abschrecken lassen; denn der edle Mann hält an seinem Principe fest, auch wenn er dabei zu Grunde gehen sollte.“

Und er harrt aus, lange harrt er aus, wie schwer es ihm auch wird; („Dennoch, ob sein Herz auch schrie, Blieb er tapfer, blieb ergeben“) denn wenn er auch nicht im Stande ist, in der gewissenhaften Erfüllung seiner Pflichten allein volle Befriedigung, genügenden Trost für die fehlende Anerkennung zu finden, so ist ihm wenigstens ein Trost geblieben, dass er seiner persönlichen Würde nie etwas vergeben und dass er für die Seinen leidet. („Und wenn gar der Muth ihm sank, Hielt er fest sich an dem Einen: Meine Ehre wahr' ich blank, Was ich thu', ist für die Meinen.“) Dieser Gedanke erhebt ihn und tröstet ihn, so lange seine Kraft ausreicht.

Aber „Endlich lässt ihn doch die Kraft, Aus sein Ringen, aus sein Schaffen, Nur zuweilen, fieberhaft, Konnt' er noch empor sich raffén.“ Sein Körper versagt ihm, und damit geht ihm auch der letzte Rest geistiger Kraft, die ihn bisher standhaft hielt, verloren. Krankheiten stellen sich ein und die Vorboten des Alters; denn nur zu oft werden ja gerade diejenigen, die ihren Beruf besonders ernst aufgefasst, in Folge grosser Anstrengungen früh für denselben unbrauchbar. Dabei ist seine Familie immer mehr gewachsen, und die Ausgaben für dieselbe, so wie die Bedürfnisse seines eignen gebrechlichen Körpers, der die höchste Schonung und kräftige Nahrung verlangt, werden immer grösser. Seine Einnahmen aber steigen nicht nur nicht dem entsprechend, sondern werden vielleicht gar geringer, und er sieht daher die Zeit herannahen, wo es ihm nicht mehr möglich ist, durch seine

gewohnte Thätigkeit ausreichend für sich und der Seinen nothwendigen Unterhalt zu sorgen. Denn entweder nehmen seine schriftstellerischen Leistungen und somit auch seine Einnahmen ab, oder seine Kränklichkeit wird ihm in seiner amtlichen Stellung hinderlich für sein ferneres Fortkommen; ja, sie wird ihm wohl zum Vorwurfe gemacht oder gar die Veranlassung, dass er sein Amt ganz aufgeben und sich mit einem geringen Ruhegehalte begnügen muss. Ganz besonders hart traf z. B. dies Schicksal früher die Vertheidiger des Vaterlandes, die in ihrem Berufe ihre körperliche Thätigkeit geopfert; denn wenn sie so für denselben unbrauchbar geworden waren, mussten sie mit einem sehr geringen Einkommen ihr Leben oft recht kümmerlich fristen, während sie ihre früheren Kameraden, welche die Strapazen ohne Nachtheil überstanden hatten, gerade in Folge ihres und Anderer Unglücks nur um so rascher von Stufe zu Stufe emporsteigen sahen.

So sieht sich der Idealist durch seine körperliche Gebrechlichkeit mehr und mehr einer äusserlich drückenden Lage preisgegeben. Dadurch wird auch seine geistige Kraft allmählich fast ganz gebrochen. Geschwunden ist die Begeisterung für seine Studien, auf deren Freiheit er längst hat verzichten müssen, geschwunden die Befriedigung durch seinen Beruf, seit er selbst erkannt hat, dass aus dem begeisterten Jünger der Wissenschaft ein Handwerker, ein „Tagelöhner mit dem Geiste“ geworden, der sich durch „gelehrte Frohn“ kümmerlich seinen Unterhalt erwerben muss, geschwunden sein Selbstgefühl und Selbstvertrauen, das ihn früher hob, geschwunden endlich auch der Trost, dass er um der Seinen willen leidet; denn er vermag jetzt nicht mehr das für die Seinen Nothwendige zu thun, und somit hilft sein Leiden, hilft das Opfer, das er bringt, denselben nicht einmal viel. Um so bitterer tritt nun das Gefühl in ihm hervor, dass Andre bei geringeren Leistungen, wie er glaubt, mehr erreicht haben; er glaubt sich zurückgesetzt gegen Andre, er wird missmüthig und da er in sich keine Schuld zu finden weiss, so wird er unzufrieden mit seiner Lage, er grollt der Welt und den irdischen Verhältnissen, auf die er allein alle Schuld schiebt, er wird zum Hypochonder, wie man so gern diejenigen nennt, die das Leben mit Ernst aufgefasst, die sich mit Ernst und idealem Sinn ihrem Berufe gewidmet, aber in ihren Idealen sich fast immer getäuscht gefunden haben. So verliert er nicht bloss die Lust zu seinem Berufe mehr und mehr, sondern auch die Lust zum Leben selbst, er hat nicht mehr die Kraft, den Schicksalsschlägen zu widerstehen; denn

„Des Steins Geduld bricht endlich auch in Stücken,
Den Götter zum Getretensein doch schufen.“

denkt er mit Rückert. Und leider „bricht auch er nur in Stücken“; nicht mit einem Male wird er vernichtet, wie sehr er es auch wünscht, sondern nur allmählich wird seine Kraft so ganz gebrochen, dass er denen, die, wie er glaubt, ihn treten, keinen Widerstand zu leisten vermag. Verzweiflung ergreift ihn, dumpf und mechanisch lebt er dahin, nur weil er leben muss; denn gern möchte er von diesem Leben befreit sein. „Jeder höhere Mensch“, sagt Weber im Democrit, „ist eine Art Socrates, dem die Welt ihren Giftbecher reicht, langsam und tropfenweise“; das hat er zur Genüge an sich erfahren, er möchte es sich daher gern erspart sehen, auch fernerhin dieses Gift noch tropfenweise nehmen zu müssen, er möchte es gern auf einmal austrinken. Aber leider darf er, kann er das nicht; er muss um der Existenz der Seinen willen und um ihnen nicht auch noch einen mit Recht geschmähten Namen zu hinterlassen, ausharren, so lange seine Lebenskraft ausreicht. Einen Trost in seinem Elend vermag er jetzt nicht mehr zu finden, nicht einmal den, dass sein Streben dereinst, wenn auch vielleicht erst nach seinem Tode, wie es ja gerade den geistig Bedeutendsten oft genug ergangen ist, wenigstens bei den edleren Menschen Anerkennung finden werde. Er hat nur noch den einen trostreichen Gedanken, die eine Hoffnung, deren baldigste Erfüllung er ersehnt, von allen Mühen und Sorgen dieses Lebens befreit zu werden und „requiescere in pace“, auszurufen in Frieden.

Stellen wir nun noch zum Schlusse die wesentlichsten Beziehungen zwischen den drei ihrem Inhalte nach besprochenen Dichtungen zusammen. Nr. 1 war, wie wir gesehen, durchaus naiv gehalten

ten. Es führte uns einen Menschen vor, der ein reines Naturleben lebt, unberührt von allen Sorgen dieser Erde und harmlos unbekümmert um das, was um ihn vorgeht, der so ganz in der Natur aufgeht, dass er, ohne es zu ahnen, dem Zauber derselben erliegend, sein jugendliches Leben hingibt. Nr. 2 u. 3 dagegen sind reflectierte Dichtungen. In beiden bilden den Mittelpunkt nicht Naturmenschen, sondern Repräsentanten der geistigen Welt, des geistigen Strebens der Menschen. Dem entsprechend leben sie nicht in der Natur und Sinnenwelt befangen, nicht harmlos und sorgenlos dahin, wie der Fischer, sondern unter den Menschen und daher im Kampfe mit denselben und mit den irdischen Verhältnissen. Und zwar müssen sie diesen Kampf ihr Leben hindurch kämpfen, während der Fischer durch seinen frühen Tod desselben überhoben wird. Der Erfolg aber, mit dem sie kämpfen, ist sehr verschieden: Der Vertreter des geistigen Strebens in Nr. 3, in welchem die Verhältnisse dieses Lebens geschildert werden, wie sie wirklich sind, — die realen — unterliegt in dem Kampfe, während der Sänger, in welchem Gedichte die Stellung des geistig Strebenden so aufgefasst wird, wie sie in einer idealen Welt sein sollte, als Sieger daraus hervorgeht.

In Nr. 1 wird der Mensch durch directe göttliche Einwirkung, durch die liebende Vorsorge der gütigen Götter allen Leiden dieses Lebens, noch ehe er sie kennen gelernt, entrückt und zum Genusse göttlicher Seligkeit in eine schönere Welt versetzt. In Nr. 2 bleibt er in dieser Welt und zwar gern und in freudiger Stimmung, da er durch eine höhere Macht, durch seine göttliche Sangesgabe, durch die er die Geister der Menschen beherrscht und so von der Welt gewissermassen unabhängig wird, über das Elend derselben erhoben ist und nichts davon fühlt. In Nr. 3 dagegen unterliegt der einfache, nicht von Göttern geschützte oder besonders bevorzugte Mensch, der nur auf sich und seine Kraft angewiesen ist, den drückenden Verhältnissen dieser Welt, über die er sich durch seine eigene schwache Kraft nicht hinwegzusetzen vermag.

Der Jüngling in Nr. 1 stirbt, ohne es eigentlich zu wissen und zu wollen, in dem naiven Glauben, dass er hinfert in einem schöneren, aber dem irdischen ganz ähnlichen Leben in Gemeinschaft mit der schönen Nymphe fortleben werde, und entgeht so den Fesseln des Erdenlebens, die ihn noch nicht gedrückt: er war glücklich und wird es wieder. Der Mann in Nr. 3 möchte nach den trüben Erfahrungen, die er macht, und gedrängt durch die Reflexionen, die er anstellt, gern sterben, um von seinem unglücklichen Leben durch eine wenigstens schmerz- und sorgenlose Existenz befreit zu werden, er kann es aber nicht, sondern muss in den irdischen Fesseln weiter leben. Der Sänger dagegen lebt frei von diesen Fesseln schon auf Erden ein glückliches Leben.

In Nr. 1 geht der ruhige, jeder Reflexion fernstehende Jüngling von einer momentanen schwärmerischen Begeisterung, von einer idealen Stimmung ergriffen unter, jedoch ohne Schaden für ihn selbst, vielmehr so, dass seine Ideale wenigstens scheinbar erfüllt werden. In Nr. 3 muss der in Idealen aufgewachsene Mann erfahren, dass die Erfüllung derselben ganz unmöglich ist; und nicht bloss seinen Idealen muss er entsagen, die Welt bietet ihm nicht bloss nicht das, was er erstrebt und erhofft, sondern versetzt ihn auch in eine sehr traurige und elende Lage. Gern möchte er daher von diesem Leben, in dem er sich in jeder Beziehung getäuscht gefunden, befreit werden, er vermag es aber nicht, sich selbst davon zu befreien, weil ihn sein Verstand, weil ihn eben sein idealer Sinn daran hindert, weil ihn sein Pflichtgefühl und seine Familienbande an das Leben fesseln. Er hat ein ideales Leben gehofft und ein sehr elendes gelebt, ja, es wird mit den Jahren und mit der zunehmenden Gebrechlichkeit seines Körpers immer jämmerlicher, und doch muss er alle Unannehmlichkeiten ertragen; sein Schicksal steht im entschiedensten Gegensatze zu dem des Jünglings in Nr. 1: Ihn haben die Götter nicht geliebt. In Nr. 2 dagegen führt der Sänger schon in dieser Welt das wahrhaft ideale Leben.

In Nr. 1 wird daher auch das reine Naturleben, das sinnliche Behagen an der Natur als das wahrhaft ideale Leben aufgefasst und dem nicht „gesunden“, sondern durch „Menschenwitz und Men-

schenlist“ gestörten irdischen Leben gegenübergestellt. In Nr. 3 werden wir in dieses wirkliche Leben versetzt. Hier sinnen die Menschen in ihrer Bosheit, die sie dort nur an schwachen Thieren, den Fischen, ausüben, um sich dadurch Vortheil zu verschaffen, und in ihrem Egoismus darauf, auch ihren Mitmenschen Böses zuzufügen, wenn sie dadurch ihren Nutzen zu fördern hoffen. Hier unterdrückt Menschenlist und Menschenwitz eben so den unschuldigen und Niemandem etwas Böses anthuenden Idealisten, wie in Nr. 1 die unschuldigen Fischlein. — Denn der Gerechte muss in diesem Leben viel leiden, wenn er nicht den Kampf mit den feindlichen Mächten dieser Welt aufzunehmen und wenn auch nicht mit eben so schlechten, so doch mit eben so scharfen Waffen zu führen vermag.

A. Thiersch zu den lateinischen und deutschen Aufsätzen

